

Norbert Lüthy 

L'homme n'est ni ange ni bête ... (Pascal)

Die Sprachkrise des Lord Chandos im Spannungsfeld von Mythologie, Zoologie und Angelologie

Einführung

Wie helfen wir uns, wenn ein literarischer Reflex des abgelaufenen 16. Jahrhunderts im anklingenden oder scherbelnden 20. Jahrhunderts uns als Leser mitten in zwischenzeitlich noch viel mehr aufgehäuften Textbergen und Texthalden oder verschlammten Textfluten nur zusätzlich Anlass gibt für jene Schwindelgefühle, für jenen Sprachüberdruß, jene bedrohliche Mischung von Sprachskepsis und Sprachekel, wovon der imaginäre Brief Kunde gibt? Sind diese Textberge vorwiegend um uns? Oder noch mehr zu unserer Verdrossenheit in uns, so dass sie unsere Fragen, kaum gestellt, von vornherein erdrücken und ersticken?

Mein Sohn, lass dich warnen, des vielen Büchermachens ist kein Ende. Das Mahnwort des Predigers im Alten Testament kann von einer übervorsichtigen Furcht vor Reduktionen befreien. Und ebenso Paulus, der alte, wenn er im letzten Gefängnisbrief an seinen einstigen Weggefährten Timo-

theus, vielleicht umgeben von Ratten und *traurigen Mücken an einer düsteren Mauer*, dieses schreibt: *Denn es wird eine Zeit sein, da sie die gesunde Lehre nicht ertragen, sondern nach ihren eigenen Lüsten sich selbst Lehrer aufhäufen werden, indem es ihnen in den Ohren kitzelt; und sie werden die Ohren von der Wahrheit abkehren und zu den Mythen sich hinwenden (oder hingewandt werden)?* (2. Tim. 4, 3–4)

Wenn ich diese Paulus-Stelle hier einfüge, dann ist es, wie um einen Angelpunkt zu setzen für die weiteren Überlegungen und das Verfahren. Paulus stellt in den angeführten Versen

die gesunde Lehre den *aufgehäuften Lehrern*
und

die Wahrheit den *Fabeln (oder Mythen)*

gegenüber. Zudem setzen diese Verse voraus, dass die erwähnten Personen das Erste (die gesunde Lehre, die Wahrheit, so wie Paulus sie versteht und weitergibt) einmal gekannt haben, sich nun aber in ihren Neigungen und späteren Abweichungen zum Zweiten (den aufgehäuften Lehrern und den Mythen) zuwenden. Als Angelpunkt dienlich können diese Verse deswegen sein, weil sie im Rückblick (und für die Gegenwart bedeutsam) eine gewaltige strukturierende Kraft für Quellenunterscheidungen in der abendländischen Geistesgeschichte zu entfalten imstande sind. Mit dem doppelten Hintergrund der jüdisch-christlichen Überlieferung und der mythologischen, teils auch mythenkritischen (aus

Ägypten, Griechenland und Rom) war ein Konfliktstoff vorgegeben, der die ausgehende Antike gleichermaßen durchzog wie das Mittelalter, der als religiöser Untergrund des Universalienstreits seine Nachwirkung zeitigte, der Kunst und Literatur der Renaissance durchsetzt und in einer eigenartigen Wellenbewegung die Neuzeit in der angeblichen Entzauberung bzw. Wiederverzauberung mitbestimmt und in einer vertrackten Unentschiedenheit gleichsam als nachstellender oder einbrechender Schatten auch die Zeit der industriellen und kybernetischen Revolution überdauert. Was hat nun ein imaginärer Brief (geschrieben im beginnenden 20. Jahrhundert), was hat ein Lord Chandos mit diesem doppelten Hintergrund zu tun? Meine Ausführungen gehen über einen kleinen Inhaltsaufriß des Briefes zur Frage über, was ein fiktiver oder imaginärer Brieftext etwa leisten kann, welche Schichten des Imaginären bzw. Imaginiert-Historischen konkret auftauchen und in welchem Verhältnis sie zur Sprach-, Identitäts- und Lebenskrise des Chandos stehen. Die Mischwesen, hybriden Gestalten, Tiere und Engel kommen dabei nach und nach, am Ende aber in einer Art Schlussfolgerung zur Sprache, die auf jene antike Doppelüberlieferung rekurriert und zugleich auf das problematische Zwischenwesen oder Mischwesen »Mensch«, das aber noch in der Sprachlosigkeit oder in verzweifelter Sprachkepsis Sprachwesen bleibt, ansprechbar von dem Wort, das im Anfang war, das Anfang aller Dinge ist, das Fleisch wur-

de, aber auch Widerspruch fand, Widerspruch ertrug und mitgeht in der Dialektik des Geschichtlichen.

Inhaltsaufriß des Briefes

Lord Chandos ist ein 26-jähriger Dichter, der etwa seit zwei Jahren nicht mehr zur Feder greift. Einst hatte er sich der Sprache mit Leichtigkeit und Genuss, ja bisweilen mit einer Art pantheistischem Weltrausch bedient, arbeitete ahnungs- und hoffnungsvoll am dichterischen Ausdruck, aufgestachelt und begeistert durch antike Dichter und ihre Stoffe, aber auch animiert durch seine Umgebung und die Zeitgeschichte. An angespanntes Denken gewohnt, schwelgte er in Plänen und ambitionösen Erwartungen in seine schöpferischen Möglichkeiten. Nun haben aber gewisse Vorkommnisse ihm diese Leichtigkeit genommen, Zweifel über die Möglichkeiten der Sprache haben sich bedrohlich seiner bemächtigt. Aus einem nun schon länger andauernden lähmenden Gefühl für die Unzulänglichkeit der Sprache versucht er seinem Freund, dem als Essayisten bekannten Francis Bacon, die Ursache seines literarischen Verstummens, seiner Lebenskrise ein Stück weit einsichtig zu machen. Die Entfremdung von der Sprache, die geistige Lethargie, das Abgeschnittensein von der früheren sprühenden dichterischen Vitalität *durch einen brückenlosen Abgrund* ist nun aber nicht das Einzige, was seine jetzige Lebensverfassung kennzeichnet. Es geschieht ihm zuweilen,

dass er durch gewisse Erlebnisse mit Tieren, Pflanzen oder auch leblosen Gegenständen in eine Art Verzückung fällt, in Alternativzustände, die er als *Offenbarungen* bezeichnet, aber seiner Sprachkrise wegen nicht beschreiben, sondern nur andeuten kann. Diese unverfügbaren Momente tiefer, ans Mystische grenzender Wahrnehmung und zurückgeschenker Erlebnisfähigkeit könnten vielleicht einmal in einer völlig neuen Sprache, einer kommenden Sprache (von der er noch kein einziges Wort weiss) Ausdruck finden. Die Sehnsucht nach einer solchen Sprache bleibt als etwas tief Ergreifendes und zugleich Rätselhaftes am Ausgang dieses Briefes.

Möglichkeiten und Grenzen des Fiktionalen

Im Brief lässt der etwa 28-jährige Hofmannsthal seinen 26-jährigen Chandos einem Freund seine Sprach- und Lebenskrise auf eine Anfrage hin etwas erläutern. Ein Sprung über dreihundert Jahre zeugt von der Lust, sich in andere Epochen und Kulturstufen oder Kulturkreise einzufühlen, mit der eigenen grossen und sensiblen Belesenheit sich wieder an eine konkrete, wenn auch imaginäre Person und ihre Grenzen zu binden. Wenn diese imaginäre Person sich nun ihrerseits in andere Epochen hinein fühlt, freilich auch in gewissem Sinn daran scheitert, dann öffnen sich doppelte oder mehrfache Räume des Imaginären. Die Sprache ermöglicht solche Metamorphosen, schützt aber nur mit

Bedingungen vor den damit eingehandelten Verzerrungen und Kollapsen.

Die Annäherung an die im Chandos-Brief erwähnten mythischen Gestalten und die eigenartig auftauchende Tierwelt sichert durch diesen Zwischensprung ins elisabethanische Zeitalter einen reflexiven Vorbehalt. Jene kulturell blühende, aber zugleich krisenanfällige Zeit bekommt durch das Medium eines Freundschaftsbriefes eine zusätzliche Kennzeichnung. Zwischen Freunden kann man sich aussprechen. Die einst Applaus erntende literarische Betätigung aber spiegelt etwas Brüchiges in der Gesellschaft und muss ihr von Chandos versagt werden. Bacon, der Essayist von enzyklopädischer Weitläufigkeit (ein englisches Pendant zu Montaigne), *durchdrungen von der Gefährlichkeit des Lebens* (wie Chandos schreibt) bildet so etwas wie die Brücke zwischen einer gehobenen, gebildeten, unterhaltungsbedürftigen Gesellschaft, ihrem Versteckspiel und ihren Verwandlungskünsten einerseits und dem Freund, der in seinem Inneren das Unechte, Oberflächliche, Täuschende und Trügerische empfindet und durchleidet, andererseits.

Ich füge hier einen Text von Blaise Pascal ein, der (obwohl auf französische Verhältnisse bezogen) vielleicht diese Not und Verlegenheit im Bildungsadel besonders treffsicher beschreibt.

Man belastet die Menschen von Kindheit an mit der Sorge um ihre Ehre, um ihren Besitz, um ihre Freunde und

dazu noch um den Besitz und die Ehre ihrer Freunde, man überhäuft sie mit Geschäften, mit dem Erlernen von Sprachen und mit Übungen, und man gibt zu verstehen, sie könnten nicht glücklich sein, ohne dass es gut um ihre Gesundheit, ihre Ehre, ihr Vermögen und um die Gesundheit, die Ehre, das Vermögen ihrer Freunde stehe, und wenn eines davon fehle, so werde sie das unglücklich machen. Das, so werdet ihr sagen, ist eine seltsame Art, sie glücklich zu machen; was könnte man mehr tun, um sie unglücklich zu machen? Wie denn, was man tun könnte? Man braucht ihnen nur all diese Sorgen abzunehmen, denn hierauf würden sie sich selbst sehen, sie würden daran denken, was sie sind, woher sie kommen, wohin sie gehen, und gerade deshalb kann man sie gar nicht zu sehr beschäftigen und ablenken. Und darum auch rät man ihnen, nachdem man sie mit so vielen Geschäften beauftragt hat und sobald sie einige Mußestunden haben, dass sie diese benutzen sollen, um sich zu zerstreuen, zu spielen und sich immer ganz und gar beschäftigt zu halten. Wie hohl und voller Schmutz ist doch des Menschen Herz. (Fragment 139, ed. Lafuma)

Dieser Text von Pascal hat wie viele andere in den *Pensées* eine seiner Qualitäten darin, dass er die gesellschaftskritische Pointe nicht in die Hand des selbstgefälligen Lesers fallen lässt, sondern sie (vielleicht überraschend) ihm entzieht und zugleich individualisierend gegen ihn wendet. In der

gesellschaftlich betriebenen und unterstützten Flucht vor sich selbst liegt zugleich eine praktische Weisheit. Der auf den Kopf eines Kranken zugesagte Befund kränkt ihn noch mehr, wenn ihm nicht ein Heilmittel in Aussicht gestellt werden kann. Im Chandos-Brief bleibt die Frage immer irgendwie hängen, ob die darin beschriebene Sprachkrise zugleich eine überwundene ist. Ähnlich wie Pascal das menschliche Herz als hohl und voller Schmutz bezeichnet, fallen dem Leser auch im Chandos-Brief so manche Kennzeichnungen und Bilder für Leere und Schmutz zins Auge. Ob daran auf dem Weg der Sprache etwas zu ändern sei, diese Frage nun kann uns zum oben erwähnten, nochmals tiefer angesetzten Vergleich zwischen der mythologischen und der biblischen Überlieferung, so wie sie im Brief auftaucht, führen. Diesem Vergleich will ich aber ein Inventar voranstellen, was an mythologischen Gestalten, was aus dem Tierreich und was aus der Engelswelt nun im Text konkret vorkommt.

Inventar betreffs Mythologie, Zoologie und Angelologie

Im Chandosbrief erscheinen (allerdings nicht viel mehr als in einer Aufzählung) folgende mythologische Gestalten: Daphne, Sirenen, Dryaden, Narcissus, Proteus, Perseus, Aktäon, dann werden Paris und Niobe erwähnt, die Hieroglyphen einer *geheimen, unerschöpflichen Weisheit* könnte noch als Andeutung hier eingefügt werden.

Aus der Zoologie werden als Vergleich und Symbol oder als wirklich im Leben von Chandos auftauchende Tiere traurige Mücken erwähnt, dann ein Hirsch, eine schöne, sanfttägige Kuh, Spinnen, Pferde, Hunde, Ratten, eine Wachtelbrut, ein Schwimmkäfer, eine Katze, eine Grille und als letztes eine Muräne, die zahme, dumpfe, rotäugige, stumme Muräne des Crassus, über deren Tod er, Crassus, der Redner, Tränen vergoss.

Aus der Angelologie haben wir scheinbar Mühe etwas aufzufinden. Aber in der Erwähnung der Cherubim (an die Chandos – so fügt er unvermittelt hinzu – nicht glaube) liegt viel mehr, als diese einzige und eher abweisend formulierte Belegstelle anzudeuten scheint. Mit der Engelswelt in Verbindung dürften auch Ausdrücke wie *mehr als irdische Schauer* und eine *die ganze Welt durchwebende Harmonie* gesehen werden. Von theologischer Relevanz ist dann der Ausdruck *Geheimnisse des Glaubens*, die Erwähnung des *unbekannten Richters* und einiges mehr.

Die mythologischen Gestalten tauchen übrigens samt und sonders in der vorkritischen Phase des Chandos, als Teil des Inventars seiner *Tage schöner Begeisterung* auf. Wir werden uns ihnen zuerst einmal widmen.

Im Unterschied zu den mythologischen Gestalten finden sich Nennungen von Tieren über der ganzen Text verstreut, sie erscheinen als Vergleich, als Symbol oder in Begleitung

von Umständen, die ihrem Erscheinen noch eine besondere Aussagekraft verleihen.

Die Cherubim tauchen im zweiten Teil des Textes auf, wo Chandos neben der Charakteristik seines jetzigen Zustandes von Apathie und geistiger Starre jene ihm widerfahrenden Momente ekstatischer Erlebnisfülle beschreibt. Diesem zweiten Teil des Textes werde ich einige biblische Ausführungen anfügen, welche sowohl die Mischwesen, die Bedeutung der Cherubim, die Schilderung der Sprachkrise und die Ahnung einer neuen Sprache in ein anderes Licht rücken können.

Mythologische Gestalten

Aus seiner vorkritischen Phase erwähnt Chandos seinem Freund unter anderem seine *im Prunk ihrer Worte hintauremelnden Schäferspiele*, geht dann auf die einstigen, nun hinfällig gewordenen Pläne ein, und da lesen wir:

Ich wollte die Fabeln und mythischen Erzählungen, welche die Alten uns hinterlassen haben, und an denen die Maler und Bildhauer ein endloses und gedankenloses Gefallen finden, aufschließen als die Hieroglyphen einer geheimen, unerschöpflichen Weisheit, deren Anhauch ich manchmal, wie hinter einem Schleier, zu spüren meinte. Ich entsinne mich dieses Plans. Es lag ihm ich weiß nicht welche sinnliche und geistige Lust zugrunde: Wie der getetzte Hirsch ins Wasser, sehnte ich mich hinein in diese

nackten, glänzenden Leiber, in diese Sirenen und Dryaden, diesen Narcissus und Proteus, Perseus und Aktäon, verschwinden wollte ich in ihnen und aus ihnen heraus mit Zungen reden. Ich wollte. Ich wollte noch vielerlei ...

Etwas später fasst er sein damaliges Lebensgefühl eindrücklich zusammen:

Mir erschien damals in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze Dasein als grosse Einheit: geistige und körperliche Welt schien mir keinen Gegensatz zu bilden, ebenso wenig höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst, Einsamkeit und Gesellschaft; in allem fühlte ich Natur, in den Verirrungen des Wahnsinns ebenso wohl wie in den äußersten Verfeinerungen eines spanischen Zeremoniells; in den Tölpelhaftigkeiten junger Bauern nicht minder als in den süßesten Allegorien [...] Es ahnte mir, alles wäre Gleichnis und jede Kreatur ein Schlüssel der andern, und ich fühlte mich wohl den, der imstande wäre, eine nach der andern bei der Krone zu packen und mit ihr so viele der andern aufzusperren, als sie aufsperrern könnte.

Nicht nur bei den mythologischen Gestalten, auch bei anderen Aufzählungen im Brief, fällt bei genauerem Hinsehen auf, dass das euphorisch Anmutende zugleich etwas tief Gefährdetes und Brüchiges in sich birgt. Sie verbinden (mit ganz wenig Ausnahmen) die Symbolik des Wassers, des Fliessenden oder ruhig Spiegellnden mit Verderben, Tod



oder zumindest mit bannender Verwandlung und Erstarrung: Die Sirenen, halb Vögel, halb Jungfrauen, am Wasser sitzend, locken durch ihren Gesang Seefahrer ins Verderben. Narcissus, Sohn eines Flussgottes, verliebt sich in sein eigenes Spiegelbild, welches er in einem Quell erblickt, und wird in die nach ihm benannte, Wassernähe liebende Blume verwandelt. Proteus ist der MeerGREIS (man vergleiche den GREIS im Frühwerk Hofmannsthals). Perseus, der Zeussohn, fliegt zu dem Ozean, wo die Gorgonen hausen; er entzieht sich dem versteinernenden Blick der Medusa, welcher er an-

schliessend den Kopf abschlägt (Chandos vergleicht später die Worte mit anstarrenden Augen, in die er aber wieder hineinstarren muss..., seinen jetzigen Zustand bezeichnet er als geistige Lähmung, als Versinken in einer Starre). Endlich ist da Aktäon, der von der erzürnten Artemis durch Wasser in eine Hirschgestalt verwandelt wird und sein Bild im Spiegel des Wassers erblickt. Er wird später von seinen Hunden in Stücke zerrissen. Die frühere Art eines sich in Sprache übersetzenden pantheistischen Weltrauschs enthält eine tiefe Ambivalenz. Zwar spricht Chandos von *Tagen schöner Begeisterung*, von der *hellen Sonne der glücklichen Tage* im Gegensatz zum jetzigen Desaster; aber die Mischwesen, bzw. Verwandlungswesen zeigen gerade in ihren Geschichten, ihrem Geschick und Verhängnis die innere Richtung jener nur scheinbar paradiesischen Naivität des Erzählers. An ihrer jeweiligen Metamorphose lässt sich in etwa ablesen, welche Funktion diese Mischwesen im Einheitsgefühl und in der Selbstbespiegelung des Chandos haben, wie sie aber das irre Widerspiel von Selbstsucht und Selbstflucht an der Sprache scheitern lassen, die nunmehr als verlorene zum Thema wird.

L'homme n'est ni ange ni bête, et le malheur veut que qui veut faire l'ange fait la bête. (Pascal, Ausgabe von le Guern, Fragm. 572). Dieser Satz von Pascal scheint nicht nur die biblische Weisheit ausdrücken zu wollen, dass Hochmut vor dem Fall kommt, dass, *wer die Tür hoch macht* (Spr. 17,19),

Einsturz sucht, sondern deutet auch an, wie der Mensch als geistig-leibliches Mischwesen immer wieder in Gefahr steht, sich selbst zu verfehlen, eine ihm gemässe Mitte, ein ihm entsprechendes Mass und Verhältnis zu verlieren, in die Disproportion abzugleiten. Im Chandos-Brief lesen wir im Anschluss an das weiter oben Zitierte: *Es möchte dem, der solchen Gesinnungen zugänglich ist, als der wohlangelegte Plan einer göttlichen Vorsehung erscheinen, dass mein Geist aus einer so aufgeschwollenen Anmassung in dieses Äusserste von Kleinmut und Kraftlosigkeit zusammensinken musste, welches nun die bleibende Verfassung meines Innern ist.* Aber dann fügt er gleich bei, dass dergleichen religiöse Auffassungen keine Kraft über ihn hätten. *Sie gehören zu den Spinnennetzen, durch welche meine Gedanken hindurchschiessen, hinaus ins Leere, während so viele ihrer Gefährten dort hängen bleiben und zu einer Ruhe kommen.* Dieser Umschwung weg von einer simplen, sozusagen vorprogrammierten Logik von Aufstieg und Fall, Vermessenheit und Verzweiflung, lässt einer differenzierteren Darstellung der Sprachkrise Raum, auf die ich im Folgenden kurz eintreten möchte.

Einige Etappen in die Sprachkrise hinein

Zuerst wurde es mir unmöglich, ein höheres oder allgemeines Thema zu besprechen und dabei jene Worte in den Mund zu nehmen, deren sich doch alle Menschen ohne Bedenken geläufig zu bedienen pflegen. Ich empfand ein unerklärliches

Unbehagen, die Worte ›Geist‹, ›Seele‹ oder ›Körper‹ nur auszusprechen. Ich fand es innerlich unmöglich, über die Angelegenheiten des Hofes, die Vorkommnisse im Parlament, oder was Sie sonst wollen, ein Urteil herauszubringen. Dann folgt jener inflationär zitierte Satz:

Die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muss, um irgendwelches Urteil an den Tag zu legen, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze. Es begegnete mir, dass ich meiner vierjährigen Tochter Katharina Pompilia eine kindische Lüge, deren sie sich schuldig gemacht hatte, verweisen und sie auf die Notwendigkeit, immer wahr zu sein, hinführen wollte, und dabei die mir im Munde zuströmenden Begriffe plötzlich eine so schillernde Färbung annahm und so ineinander überflossen, dass ich den Satz, so gut es ging, zu Ende haspelnd, so wie wenn mir unwohl geworden wäre und auch tatsächlich bleich im Gesicht und mit einem heftigen Druck auf der Stirn, das Kind allein ließ, die Tür hinter mir zuschlug und mich erst zu Pferde, auf der einsamen Hutweide einen guten Galopp nehmend, wieder einigermassen herstellte.

Die Aufzählung von Beispielen und die Beschreibung der rapiden Verschlechterung seines Sprechvermögens geht auf eindruckliche Weise weiter. Der nochmalige Versuch, sich an der sprachlichen Formsicherheit aus der geistigen Welt der Alten zu orientieren und Heilung zu finden, scheitert.

Das *wundervolle Verhältnisspiel* der vor Chandos aufsteigenden Begriffe empfindet er *wie herrliche Wasserkünste, die mit goldenen Bällen spielen*. Aber sein Tiefstes, das Persönliche seines Denkens, bleibt *von ihrem Reigen ausgeschlossen*. Bei dieser ganzen ergreifenden Schilderung sollte man nicht übersehen, dass die Beispiele trotz ihrer guten Nachvollziehbarkeit eben genau jene sensiblen Seiten ansprechen, an denen Sprache nicht nur hohl werden und gleichsam verlustig gehen kann, sondern an denen sich auch ihr Wesen, ihr Geheimnis und die Gefährdungspunkte für das Misch- oder Kompositwesen Mensch, das *zoon logikon* offenbaren. Dass er den *bildlichen Flug* von Platons Denken meidet, vor dessen Gefährlichkeit Chandos graute, zeigt beiläufig auch, warum die Begriffe für Chandos nicht mehr greifen, das Urteilen ihm so lügenhaft und löcherig vorkommt. Das allzu Schnelle, allzu Selbstverständliche, das Unbedachte und doch irgendwie schon Abgesprochene lässt keine Zeit, keinen Raum für das Innere, Tiefe, Persönliche. So reißen die Verbindungen zur Vergangenheit und zur Zukunft, und die Krise lässt Chandos stecken in Leiden und Reflexionen, die sein Inneres momenthaft für scheinbar ganz neue Erfahrungen öffnen. In diesen neuen Erfahrungen, ekstatisch überhöhten Augenblicken, spielen leblose Gegenstände, aber auch pflanzliche und tierische Wesen eine Rolle. So wie die Sprachkrise Chandos seines Lebensmediums beraubt hatte, die einstigen Pläne wie mit seinem Blut vollgeseugene Mücken ihn von aussen umschwirren, so wird

diese Krise, die innere Leere und Starnnis jetzt umgekehrt zur Voraussetzung, dass jene Momente sprachloser Erlebnisfülle in ihm eine an mystische Verzückung grenzende Empathie bewirken können. Aber es ist nicht das Erhabene, der gestirnte Himmel beispielsweise, sondern das Abseitige, für das Normalempfinden Belanglose, das Vergessene und Stehengelassene, das Kläglichke und Leidende, das vorzugsweise in Chandos jene Erlebnisse heraufbeschwört: eine vergessene Giesskanne, eine auf dem Felde verlassene Egge, ein Hund in der Sonne, an ausgestreutem Gift sterbende Ratten, ein verirrter Schwimmkäfer, ein verkümmerter Apfelbaum, das Zirpen einer dem Tode nahen Grille, der Herbstwind, der winterliche Wolken über öde Felder treibt, und anderes mehr. Bei manchen dieser kleinen Episoden ist es fast augenfällig, dass sie, wiewohl anders als jene mythischen Gestalten doch dieses mit ihnen gemeinsam haben, dass sie etwas von der Verfassung und auch von einer tief verbliebenen Sehnsucht von Chandos spiegeln und gleichsam allegorische Bedeutung bekommen. Die Todesnähe oder das wirkliche Hinsterben setzt sich ebenfalls fort aus jener Reihe mythischer Beispiele. Die griechische Moira findet im Beispiel der vergeblich nach einem Ausweg suchenden vergifteten Ratten eine Entsprechung. Die Rattenmutter, die mit ihren zuckenden Jungen von unerbittlichen steinernen Mauern eingeschlossen ist und *in die leere Luft, oder durch die Luft ins Unendliche hin Blicke schickte, sie bleckte gegen das ungeheure Verhängnis die Zähne*. Wir erinnern uns an

Chandos, der in *einer Krankheit seines Geistes* steckt, nach hinten und nach vorn durch einen brückenlosen Abgrund getrennt ist, dessen Gedanken ins Leere schiessen, für den die Worte zu Wirbeln geworden sind, die *unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt*.

War dieser innere Absturz und Rückzug aus der gekünstelten Gesellschaft der englischen Adelswelt dazu nötig, dass Chandos nun eine Ahnung von einer neuen Sprache bekommt, die Vorstellung von einer grundstürzenden Veränderung, wenn die Menschen anfangen, *mit dem Herzen zu denken*? Die ekstatischen Erlebnisse geben Chandos eine so grosse Ahnung von dieser neuen Sprache, von welcher er aber auch nicht ein einziges Wort kennt, dass sie jene Cherubim (an die er freilich nicht glaubt) niederzwingen würden. Mich dünkt, dass gerade diese Vorstellung eine vielleicht ungewollte Wende für die Einschätzung der Sprachkrise von Chandos (und nicht nur von ihm) bringen kann. Mit den Cherubim ist eine Grenze zwischen Leben und Tod, zwischen einer Existenz glücklicher, schuldloser Unbefangenheit und einer Existenz selbstverschuldeten Exils und Kummers angedeutet, die ich mit einigen biblischen Hinweisen weiter beleuchten möchte.

Biblische Hinweise zur Urzeit, zum Wesen der Sprache und zu ihrer Gefährdung mit ständiger Hinsicht auf den Chandosbrief

Ich finde es immer wieder bewundernswert und klärend, wie das Alte Testament in seinem Auftakt, in seinen Eingangskapiteln Aussagen, ein geschichtsträchtiges Beziehungs-gewebe, eine semantische Dichte in wunderbar schlichter Form enthält, woraus sich das Folgende entwickelt oder wo-von es abirrt, wozu es auch, zwar nicht als *conditio humana*, jedoch als *conditio judaica* und *christiana* zurückkehren kann. Im ersten Schöpfungsbericht erscheint das hebräische Wort für erschaffen in drei Versen, nämlich dort, wo es um die Erschaffung der Materie, dort wo es um die Erschaffung beseelten tierischen Lebens und drittens wo es um die Er-schaffung geistbegabten Lebens, um den Menschen als Bild und Gleichnis Gottes geht. Das hebräische Wort **בָּרָא** wird im ganzen Alten Testament nur in Verbindung mit Gott ge-braucht. Wir erinnern uns, dass Chandos als erstes die Be-griffe *Geist*, *Seele* und *Körper* nur noch mit einem ihm unerklärlichen Unbehagen aussprechen konnte. Die Genesis lässt den Menschen gleichsam als triadisches Kompositwe-ssen an allen diesen Schichtungen des Daseins Anteil haben, und als Gleichnis ist er mit dem Gott zum Zwiegespräch er-mächtigt, *der den Himmel ausspannt und die Erde gründet, und des Menschen Geist in seinem Innern bildet* (Sach. 12,1). Im zweiten Schöpfungsbericht, wo es ja mehr um das Bezie-

hungsgeflecht als um eine Chronologie geht, ist Adam, als Gebilde aus dem Staub des Erdbodens, aber durch den Got-teshauch zu einer lebendigen Seele geädelt, durch die Spra-che gleichsam in der Nähe und Fühlung zu jener *heimnis-vollen, unerschöpflichen Weisheit*, und er benennt die Tiere, von denen 1. Mos. 1 sagt, dass sie in Wasser, Luft und auf der Erde *jedes nach seiner Art* ins Dasein gerufen worden sei-en. Das Benennen schliesst wohl ein Erfassen der je eigenen Wesensart, eine empathische Nähe und zugleich ordnenden Sinn fürs Ganze mit ein. Für Mischwesen erscheint hier kein Platz, wenn wir nicht das dritte Kapitel hinzunehmen, wel-ches als Geschichte des Falls mit der listigen, diabolischen Schlange beginnt und mit jenen Cherubim endet. Betreffs Gut und Böse, betreffs Wahrheit und Lüge (im innermo-ralischen Sinne, also im Diesseits von Gut und Böse) spielt sich in diesem 3. Kapitel das alles Weitere Entscheidende und Beeinflussende ab. Und gerade diese Themen erschei-nen ja auch in der Sprachkrise: Gut und Böse, Wahrheit und Lüge. Für die Lektüre dieser Geschichte lohnt sich höchste Sorgfalt. Für uns stellen sich die Fragen: Worin bestand die List der Schlange, warum unterlag ihr der Mensch auf sei-nem Weg in die Krankheit zum Tode? Gemäss der Apoka-lypse verbarg sich in der Schlange ein apostater Geist, der einst selbst ein schirmender Cherub (Hes. 28,14) war. Mit einer übertreibenden und damit sinnenstellenden Frage betreffs der Paradiesesbäume sät sie Misstrauen gegenüber dem göttlichen Wort ins Herz des Menschen. Dem Diabo-



lischen geht das Hyperbolische voraus. Es trifft (nebenbei gesagt) die Sache recht gut, wenn P. Bourdieu im Zeitalter kinematographischer und televisionärer Übertreibungen die Sprache als symbolisches Kapital bezeichnet. Die hyperbolische Frage lautet: ›Hat Gott wirklich gesagt: Ihr sollt nicht essen von jedem Baum des Gartens?‹ Das Diabolische aber konzentriert sich gleichsam in einer Konjunktion zwi-

schen zwei Sätzen: *Mitnichten werdet ihr sterben, denn Gott weiss, dass, welches Tages ihr davon [von dem verbotenen Baum] esset, ihr sein werdet wie Gott, erkennend Gutes und Böses* (1. Mos. 3,4). Erinnern wir uns an den von Chandos zu Ende gehaspelten Satz betreffs Lüge und Wahrheit. Woher die Verunsicherung, woher der Verlust der Fähigkeit, über irgend etwas zusammenhängend zu denken, was raubte der Sprache ihre begriffliche und urteilende Kraft? Meiner Überzeugung nach ist es gerade der Unterschied zwischen Mythos und Logos, der erkannt und festgehalten werden muss, damit die sorgfältig erzählte, aber auch demütigende Geschichte von Hybris und Fall nicht in Vergessenheit oder um ihre tiefsinnige Pointe gebracht werden kann. Was nicht in Vergessenheit gerät, dafür stehen die Cherubim, ist der Bann auf der ächzenden Schöpfung, ist die bewachte Grenze sozusagen zwischen fanum und profanum, die dem Menschen eine namenlose Sehnsucht, aber nicht den Weg zurück ins Paradies hinterlässt. Wenn nun diese Cherubim im Lauf der Zeit selbst in Vergessenheit geraten, weil die ächzende Schöpfung vom Menschen klug und trotzig zu einem partiellen Paradies ohne Gott gestaltet oder verunstaltet wird, dann sorgt der Gott Israels mit den Cherubim über der Bundeslade oder im scheidenden Vorhang davor für ein Gedächtnis an die *conditio humana* nach dem Fall. Und es ist hinsichtlich des Sprachproblems bedeutsam, dass gerade dieser unnahbare Ort, dieser Thron zwischen den Cherubim in den späteren Geschichtsbüchern und in den

Psalmen als Sprachort bezeichnet wird. Die Bundeslade mit den Cherubim ist es, die den Jordan zum Stocken bringt, damit das Volk Israel ins verheissene Land einziehen kann. Und wenn diese Lade als Fetisch missbraucht wird und in die Hand der Feinde des Volkes Gottes fällt, macht sie sich geltend. Im Dagonstempel, wohinein diese gefährliche Beute gestellt wurde, finden die Philister ihren Götzen tagsdarauf auseinandergebrochen am Boden liegen, da der Fischrumpf, dort die Menschenhände und der Menschenkopf, jedes sozusagen *nach seiner Art*, entmischt das Mischwesen Dagon. Sie erinnern sich an die Sirenen, die auch halb Fisch, halb Mensch ihr Unwesen trieben mit den Trieben.

In der Overtüre zu den Psalmen wird der über der Thora sinnende Mensch mit einem Baum verglichen, keine Dryade, aber *wie ein Baum gepflanzt an Wasserbächen*. Zu Beginn des zweiten Psalmbuches findet sich kein in einen Hirsch verwandelter Mensch, der sich ins Wasser stürzt, aber wir lesen: *Wie ein Hirsch lechzt nach Wasserbächen, so lechzt meine Seele nach dir, o Gott. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott*. Eine innere Sinnlinie, an welcher das Geheimnis der Sprache, ihre erschliessende Fülle oder ihre verschliessende Verhüllung und Entleerung hängt, durchläuft so die Jahrhunderte und artikuliert sich immer wieder in neuen Kontexten. Wiederum am Anfang des Neuen Testaments, beim Jordan, wo einst jene goldenen Cherubim, unter symbolträchtiger Verhüllung durch-

zogen, steht Johannes der Täufer im Kamelhaarmantel des Propheten, die *vox clamantis in deserto* (Mk. 1,3), weist die Bussfertigen hin auf das Lamm Gottes, nennt die Moralisten und Skeptiker jener Zeit, Pharisäer und Sadducäer, eine Otternbrut und erinnert nochmals an jene Ursituation im Paradies, wo das Gift des Misstrauens und der Hybris gleichsam in die Menschengeschichte injiziert und das Verhältnis zur Sprache problematisch, labil und brüchig wurde. Und wenn das Lamm Gottes, das Fleisch gewordene Wort, das unter den Menschen zeltete, später selbst Menschen in die Schule nimmt, sie nicht zu Scholastikern, aber mündig und zu Aposteln macht, so heisst es einmal: *Siehe, ich sende euch wie Schafe inmitten von Wölfen, so seid nun klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben* (Mt. 10,16). Mythologie entmischt sich also zu Angelologie und Zoologie und zum in sprachlichen Angelegenheiten zuweilen problematischen Zwischenwesen Mensch. Ich schliesse mit einer poetischen Variation auf den zuletzt zitierten Bibelvers ...

Sendung

*die Schafe sind nicht klug wie die Schlangen
die Schafe sind nicht ohne Falsch wie die Tauben
die Schafe sind Schafe erwachsene Lämmer so
gehn sie unter die Wölfe*

(Heinrich Detering – aus »Schwebstoffe«)

Quellenangaben

Hugo VON HOFMANNSTHAL (1874–1929) »Ein Brief« (auch »Chandos-Brief« genannt; 1902 in der Berliner Literaturzeitschrift »Der Tag« erschienen) – Hugo von Hofmannsthal: Ein Brief, in: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden: Erzählungen, erfundene Gespräche und Briefe, Reisen. Frankfurt/M.: Fischer 1979.

Blaise PASCAL (1623–1662), *Pensées*. Edition présentée, établie et annotée par Michel Le Guern, Paris: Gallimard 1977.

Der Holzschnitt mit Aktäon stammt von Virgil SOLIS (Nürnberg 1514–1562); aus einer Ausgabe von Ovids *Metamorphosen* (1563).

Der Holzschnitt mit den Cherubinen vor der Bundeslade (vgl. 1.Sam. 4,4 und 2.Sam. 2,6) stammt aus der *Schedelschen Weltchronik* (Nürnberg 1493), fol. XXXI^{verso}.